

■ *MATHIAS BUTH*

Philomena Franz – Ein Engel, der uns meint

„Nein, komm später, jetzt reden wir noch nicht. Komm im Juni, wenn meine Familie da ist.“ Sie ist eine Lady, eine Prinzipalin der Familie, stolz und von einer wärmenden Aura, so dass man sich in den Arm genommen fühlt. Sie geht auf die 100 zu. 1922 wurde sie in Biberach geboren. Ein Zigeunermädchen, was sie selbstbewusst sagt, hineingeboren in eine Sinti-Familie als Jüngstes von acht Kindern. Seit Jahrzehnte kenne ich sie. Und sie hat sich etwas bewahrt, was zeitlos ist: Anmut. Von Philomena geht etwas Magisches aus. Es liegt in ihrem Blick, in ihren Schritten zur Tür oder wenn sie in einem Sessel sitzt, nein: nicht in einem Sessel: auf einem. Denn sie ist eine Herrscherin.

Anmutig sei ein Mensch, der sich seiner Schönheit überhaupt nicht bewusst sei, meint der große Deutschland-Beobachter Asfa-Wossen Asserate und fügt an, zur Anmut gehörten Beiläufigkeit, Ungekünzeltheit, Nonchalance, Sprezzatura. Sie sei, wenn sie in Begleitung ihrer Schwester, der Demut, auftrete, unbesiegbar.

Wie genau gesehen, man könnte meinen, er habe mit der alten Dame gesprochen, deren Vorname wie ein Vorhof zu ihrem Wesen ist. Viele Harmonien sammeln sich in diesem stolzen, unbesiegbaren Leben. „Anmut sparet nicht noch Mühe / Leidenschaft nicht noch Verstand“, so dichtete Bert Brecht in der Zeitschrift *Sinn und Form* 1950 (Heft 6) als Reaktion auf Bundeskanzler Konrad Adenauer, der am 15. April 1950 in Berlin öffentlich die dritte Strophe des Hoffmann-Liedes aus dem Jahre 1841, eben von „Einigkeit und Recht und Freiheit“ hatte singen lassen. Anmut kann man sich indes nicht erarbeiten, erstreiten oder gar erringen. Sie ist da oder nicht. Ist sie es aber, regiert sie, beansprucht sie ihre eigene Hoheit. Einen Staat kann viel auszeichnen oder charakterisieren, Anmut ist es nicht. Denn diesen Zauber kann nur ein Mensch entfalten. Menschen wie Philomena Franz.

Wie kann das sein? Blickt diese große Dame doch auf ein zertrümmertes Leben zurück, auf die deutsche Hauptstadt des Grauens

und Mordens, auf Auschwitz. Sie hat überlebt, die meisten ihrer Familie jedoch nicht. Was sie in der Todesfabrik 1944 und 1945 sehen, hören und mit allen Sinnen ertragen musste - die Asche der Toten, die ihre Hände sammeln sollten, die Schreie und stummen Blicke auf der gottverlassenen Schädelstätte inmitten Europas – alles lebt weiter in ihren Nächten, erschüttert sie, Nächte, die blaue Träume nicht zulassen. Die Panik bleibt. Sie schlägt auch tagsüber sogleich zu, wenn Vorhänge geschlossen, wenn Räume ohne Fluchtweg zu sein scheinen.

„Denn er hat seinen Engeln befohlen, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen“, Felix Mendelssohn-Bartholdy greift diesen 91. Psalm aus dem Alten Testament im Oratorium „Elias“ auf. Achtstimmig und so innig, dass man stumm wird. Aber wo waren die Engel in Auschwitz, wo war das „Behüten“ Gottes? Oder ist das ein falsches Fragen? Vielleicht ist eher zu erkennen, dass es auch dort, wo sich die Sprache verweigert, Menschen gab, die anderen Engel waren, die blieben, überlebten, ja das Morden und Vergehen über-liebten? Gegen alle Hoffnungslosigkeit, spes contra spem. Ein Wunder, das die Gegenwart ein wenig erhellt. Philomena gegenüberzustehen heißt, sich selbst nicht auszuweichen, als Deutscher, der Terror und Vernichtung eben nicht auf „die Nationalsozialisten, die Nazis“, die ferneren anderen delegieren kann. Die SED/DDR war so geschichtslos, um sich so aus der historischen Verantwortung von uns Deutschen und Deutschlands zu lösen und aus der kollektiven Scham zu befreien. Die Sprache der heutigen Medien und der Berliner Politik wiegelt auch oft ab: die Nazis waren es, wir nicht. Doch wir, unsere Väter und Mütter, Großeltern und Onkeln waren es. Wir folgen diesen nach. Und Deutschland lebt als Völkerrechtssubjekt weiter. Die Völker der Sinti und Roma wurden aber zu Asche, fast gänzlich. Einige überlebten. So Philomena Franz, die mich durch ihre Freundschaft auszeichnet.

Was sind Zigeuner, damals wie heute? Besonders in Oper (so in Georges Bizets „Carmen“) und Operette (wer kennt nicht der „Zigeunerbaron“, den Johann Strauß (Sohn) 1885 uraufführte, wer nicht das Lied „Komm Zigan, komm Zigan spiel mir was vor“ aus

„Gräfin Mariza“ , die Emmerich Kálmán 1924 herausbrachte?) sowie im Konzertsaal durch die himmelschweren „Zigeunerweisen“ von 1878 für Geige und Orchester von Pablo de Sarasate sind Genre-Bilder entstanden, die nicht vergehen wollen. Und dabei geriet das Ungarische zum Synonym für das Zigeunerische, neben Franz Liszt bediente auch Johannes Brahms (so in den „Ungarischen Tänzen“ aus den Jahre 1858-69) solche Zuschreibungen. In der Dichtung hat Nikolaus Lenau den Ton vorgegeben. Sein neben den Versepen wohl bekanntestes Gedicht „Die drei Zigeuner“ spricht uns immer noch an. Es nimmt den elegischen Ton von Wilhelm Müllers „Wintereise“ auf, das Unbehagensein, Fortmüssen und Fremdsein in der Welt und Wohnungen der anderen. Die sechste Strophe fasst die poetische Betrachtung von den drei ruhenden Burschen zusammen:

„Dreifach haben sie mir gezeigt,
 Wenn das Leben uns nachtet,
 Wie man`s verraucht, verschläft, vergeigt
 Und es dreimal verachtet.“

„Spott den Erdengeschicken“ erkannte Lenau in der Strophe zuvor bei den drei Gesellen, in deren Leben mit „Cimbal“ und „Fiedel“, Traum und Windhauch er sich hineindichtete. Lenau wollte ihnen gleich sein. Wollen auch wir das - heute, wollten wir es je? Eine poetische und künstlerisch-musikalische Zuwendung - vielleicht, denn in der Kunst kann man Distanz wahren, sich in die Fernweh- und Märchenwelten der singenden und spielenden Vorträumer hineinprojektieren, aber als Nachbarn? So viel Nähe dann doch nicht.

Nicht wenige meinen *volksetymologisch* auch im aufgeklärten 3. Jahrtausend der Name Zigeuner könne als „Zieh-Gäuner“, also ziehender Gauner gedeutet werden, dabei kommt es wohl aus dem mittelgriechischen Wort *athinganoi* (= Unberührbare). Eine gnostische Sekte in Phrygien in West-Anatolien ist so bezeichnet worden. Der Philosoph Theodoros Balsamon aus dem späten 12. Jahrhundert greift dies auf und zwar für Wahrsager und Schlan-

genbeschwörer. Im Persischen hießen die Tänzer und Musiker *Ciganch*, die Schmiede *Asinkan*. Diese Zuschreibungen scheinen etymologisch eher plausibel, es sind in jedem Fall aber keine selbst gegebenen Namen, sondern Bezeichnungen anderer größerer sozialer Einheiten. Oft finden sich auch die Namen „Ägypter“ (auch „Egyptier“), angeleitet von der angeblichen Herkunftsregion, denn die ersten Roma-Gruppen hielt man für pilgernde Ägypter, ausgestattet mit Schutzbriefen und Almosen. In Europa hat sich indes der aus dem Persischen stammende Begriff eingewurzelt, variiert in „gitano“ (spanisch), „gitan“ (französisch), „gypsy“ (englisch), „cipside“ (serbisch) und „cingene“ (türkisch). Dass man sie auch als Böhmen („bohémiens“), „Slowaken“, „Heiden“ und bei den Rumänen gar als „Tartaren“ („tartari“) bezeichnete, macht erkennbar: sie waren die anderen, die sich in Aussehen und Lebensweise von der Mehrheitsbevölkerung unterschieden. Die Herkunft dieser Menschen, die heute meist als Roma (als Sammelbegriff) und Sinti bezeichnet werden, ist mangels eindeutiger Quellen ungewiss. Linguistische Forschungen der Roma-Sprache, des Romanes – verwandt dem indischen Sanskrit -, haben jedoch ergeben, dass sie im 8. bis 10. Jahrhundert in Pakistan, Nordwest-Indien und Persien heimisch waren und vor dort nach Europa und Nord-Afrika, sodann weiter auch nach Amerika aufbrachen. Dies wegen Verfolgung, Krieg und Not und nicht wegen eines angeblichen (genetisch begründbaren?) Nomadentriebs. Die in Mitteleuropa lebenden Minderheitengruppen der Sinti und Roma klar zu unterscheiden, ist schwierig. Die deutschen Roma kamen im 19. Jahrhundert aus Osteuropa. Der Begriff „deutsche Sinti“ meint jenen Teil der Roma, der seit 600 Jahren in den mitteleuropäischen Ländern lebt. Sie nennen sich auch Manouches. Philomena Franz ist eine Sinti, genauer gesagt: eine Sintez(z)a. Dieser Begriff könnte aus dem Namen *Sindh* erwachsen sein, so heißt in heutigen Pakistan eine Provinz, durch die der Indus fließt. Im bis 1806 bestehenden Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, das viele Länder in Ostmittel, Mittel- und Südeuropa erfasste, wurden Roma staatlicherseits geschützt durch den Geleitbrief des römisch-deutschen Kaisers Sigismund (1368-1437)

aus dem Jahre 1423, der einen *Rom* als „Woiwode Ladislaus“ ansprach in der (irrigen) Annahme, er sei mit seinem Volk als Pilger unterwegs. Dieser Schutz hielt nur bis zum Freiburger Reichstag von 1496. Im Reichstag von Augsburg von 1551 wurde erst die noble Anrede fallengelassen und dann „die Zigeuner“ als vogelfrei erklärt und durch kaiserlichen Erlass ausgewiesen. Das Martyrium begann. Handwerksberufe wurden ihnen von den Landesfürsten untersagt, nirgends gab es eine sichere Bleibe. Und zu diesen Verfolgungsmaßnahmen trat dann das Stigma der Nichtsesshaftigkeit hinzu. Dieses wurde rassistisch aufgeladen durch Heinrich Moritz Grellmanns Buch „Die Zigeuner“ aus dem Jahre 1783, der ihnen auch mit genetischen Argumenten eine bürgerliche Existenz absprach. Grellmann legte damit den Grund für alle Ausgrenzungen, Verfolgungen und Vernichtungen, die im 19. und 20. Jahrhundert folgten. Dennoch gelang es sehr vielen deutschen Sinti und Roma, sich in den deutschen Territorien festzusetzen und entgegen der Überwachungsmaßnahmen, Repressalien und Sondergesetze (vor allem im Königreich Bayern) sesshaft zu werden – mit deutschem Pass. So war die Lage zu Beginn der 1930-iger Jahre.

Der Terror der Nationalrassisten veränderte ab dem 30. Januar 1933 alles. Aufgrund des „Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ vom 14. Juli 1933 wurden ab 1934 auch Sinti und Roma Opfer von Zwangssterilisation. Das traf die Familie Köhler aus Biberach an der Riß noch nicht, aber sie wurde in anderer Weise existentiell getroffen. Durch die Errichtung der „Reichskulturkammer“ hatte sich Goebbels eine Zwangsorganisation geschaffen für alle „Kulturschaffende“, also auch für Musiker. Wer seinem künstlerischen Beruf nachgehen wollte, musste dort Mitglied sein. Der rassistisch begründete Ausschluss aus der „Reichsmusikkammer“ (als Untergliederung der „Reichskulturkammer“) war also Berufsverbot. Es hätte die Eltern sofort treffen können. Philomenas Vater Johann Köhler war ja Cellist, ihre Mutter Sängerin. Ohne Musik kein Leben. Ihr Großvater Johannes Haag konzertierte ebenfalls als Cellist in einem renommierten Streichquartett, mit dem er 1906 einen internationalen Musikwettbewerb gewann. Der letzte und von 1891 bis 1918 regierende König von Württemberg, Wilhelm

II. überreichte ihm deshalb als Auszeichnung die „goldene Rose“. Die Familie war also, im Gegensatz zu vielen anderen Sinti und Roma, in der bürgerlichen Welt in der Region Hohenzollern sehr geschätzt. Sie lebte bis 1937 im oberschwäbischen Rohrdorf und sodann in Bad Cannstatt. Dass es den Musikern der Familie – wie Philomena Franz mir gegenüber betonte - noch 1938 gelang, in der Stuttgarter Liederhalle und im bekannten Berliner Variété-Theater „Wintergarten“ aufzutreten, ist erstaunlich, verfolgten die Nazis doch alle „Zigeuner“ unerbittlich. So hatte Reichsinnenminister Frick am 3. Januar 1936 verfügt: „Zu den artfremden Rassen gehören (...) in Europa außen den Juden regelmäßig nur die Zigeuner.“ Das hohe künstlerische Niveau und die Bekanntheit der Köhler-Musiker mussten wohl noch - eine Weile - geschützt haben. Im Jahr 1938 zog sich die Schlinge zu. Der „Reichsführer SS“ Himmler ordnete mit Erlass vom 8. Dezember 1938 die „endgültige Lösung der Zigeunerfrage“ an und befahl die Erfassung aller Sinti und Roma durch die „Rassenhygienische Forschungsstelle“, die 24.000 „Rassegutachten“ erstellten. Für Philomena Franz kam so 1938 das Ende auf der Mädchenoberschule in Stuttgart. Und es wurde schlimmer:

Der „Festsetzungserlass“ des Reichssicherheitshauptamts (RSHA) vom 17.10.1939 richtete sich an die Kriminalpolizeistellen im Deutschen Reich, die „Zigeunerfrage im Reichmaßstab grundsätzlich“ zu regeln. Die Zigeunerfamilien durften ihren Wohnort nicht mehr verlassen und waren „bis zu ihrem endgültigen Abtransport in besonderen Sammellagern“ zu internieren. Dies betraf besonders umherziehende Familien. Um den arbeitslosen Eltern zu helfen, verdingte sich die 17-Jährige aus dem Gymnasium geworfene Philomena 1939 bei der Stuttgarter Baustoff-Firma Haga. Dort, mitten aus der Arbeit, wurde sie 1944 „abgeholt“, deportiert ins sog. „Zigeunerlager“ des KZ Auschwitz-Birkenau. Wie ihre Leidensgenossen der Sinti und Roma traf auch sie der Vernichtungserlass Himmlers vom 16. Dezember 1942, der die Deportation und somit Ermordung dieser Menschen anordnete. Im KZ Auschwitz wurde der 20-Jährigen am 21. April 1944 die KZ-Nummer Z 10.550 in den Unterarm eingebrannt. Im folgenden

Juni wurde sie ins KZ Ravensbrück verbracht.

Das Wort „Holocaust“ meint allgemein die Völkermorde im Deutschen Reich und von Deutschen in Europa. Die Juden sprechen vom Genozid an den europäischen Juden mit dem Begriff „Shoa“, unsere Mitbürger der Sinti und Roma erzählen hingegen von „Porajmos“, denn für sie ist die Ermordung von etwa 500.000 Mitgliedern ihrer Völker in Europa die große „Verschlingung“. Die Eltern von Philomena Franz, fünf ihrer sieben Geschwister, Onkel, Neffen und Nichten wurden Opfer dieser Verschlingung. Ein Bruder überlebte, der, bevor er verhaftet wurde, Soldat in der Wehrmacht war.

Was die junge Frau mit 20 und 21 Jahren in den KZ erleben musste, was sie sah, hörte und von den Verbrennungsöfen in die Nase geriet, ist sprachlich kaum zu erfassen. Theodor W. Adorno hat 1951 in der Zeitschrift „Kulturkritik und Gesellschaft“ den Satz veröffentlicht: „Nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch.“ So wird er meist zitiert und dabei sein Nachsatz unterschlagen, der heißt: „und das frisst auch die Erkenntnis an, die ausspricht, warum es möglich ward, heute Gedichte zu schreiben.“ Damit spricht er der Kulturkritik die letzte Stufe der Dialektik von Kultur und Barbarei zu. Hans Magnus Enzensberger hielt wie andere (u.a. Marie Luise Kaschnitz, Hilde Domin, Ruth Klüger) dagegen und betonte, die Dichtung müsse gegenüber diesem Verdikt standhalten. Das Übermaß an realem Leiden dulde kein Vergessen. Und so dichteten Nelly Sachs, Paul Celan, Rose Ausländer nach 1945 nahe am Verstummen, trotz allem auf die Wirkkraft der Dichtung hoffend. Die „Todesfuge“ Paul Celans aus dem Jahre 1949 ist der bedeutendste lyrische Text nach und zu Auschwitz. Auch wer dieses Gedicht heute nicht mehr kennt, hat aber vielleicht noch diese Verse im Inneren: „Der Tod ist ein Meister aus Deutschland“ und „Schwarze Milch der Frühe, wir trinken sie mittags und morgens wir trinken sie nachts wir trinken und trinken“. Und: „wir schaufeln ein Grab in den Lüften da liegt man nicht eng“.

Philomena Franz musste schaufeln, im KZ, mit den bloßen Händen die schwarze Asche der Hingerichteten schaufeln. Aus dem KZ

Ravensbrück versuchte sie zu fliehen, wurde eingefangen und mit Scheinerhängung und Stehbunker bestraft. Im KZ Oranienburg zehn Tage Dunkelhaft. Als sie wieder ins KZ Auschwitz transportiert wurde, traf sie ihre (katholische) Taufpatin, vom Hungertod gezeichnet. In ihren Armen starb die Patin. Sie gab ihr mit den letzten Worten mit: „Verzichte auf Rache!“ Drei Worte, die ihr Leben bestimmen sollten.

In Auschwitz soll Philomena in die Gaskammer, steht schon in der Schlage, den Tod vor Augen und – ein Wunder – wird als „deutsche Zigeunerin“ rausgenommen. Sie kommt in ein Lager nach Wittenberge, will wieder fliehen, durchschneidet den Drahtzaun, durchschwimmt die Elbe und rettet sich in einem Gehöft, bis dort russische Offiziere auftauchen.

Das ist ein Bündel an Traumata. Bilder nisten sich ein in ihr Gedächtnis, die nicht vergehen. Sie heimsuchen, Nacht für Nacht, mit stummen Schreien. Mit den Blicken ihrer Schwestern und Brüder, mit den Augen der Eltern.

Verbitterung und Hass hätten sich eigentlich bei ihr einstellen müssen. Hätten sich. Aber nicht bei ihr. Sie blieb in Deutschland, blieb bei all den Deutschen, von denen sie wusste, dass sie wegeschaut hatten, gleichgültig waren oder billigend in Kauf nahmen, was an Grauen, Terror und Mord geschah. Welche seelische Kraft muss in ihr liegen. „Zwischen Liebe und Hass“ heißt ihre Autobiographie. Das Verfassen dieses Lebensberichts gab ihr Halt. Und daraus entwickelte sie ihre Mission, in die Schulen und Begegnungsstätten, in Kirchen, Universitäten und Heime zu gehen, um daraus vorzulesen. Und nicht nur in Deutschland, sondern auch in Belgien, Niederlande, Japan und Israel. Dabei entdeckte sie sich als Autorin von Gedichten und „Zigeunermärchen“, denn sie will von ihrem Volke erzählen mit der Sonde der Literatur. Zahlreiche Publikationen liegen vor. Wenn sie eingeladen wird, meinen manche Schulen, sie erzähle vom lustigen Zigeunerleben und pfeife ein Liedchen. Aber sie berichtet von Auschwitz und Ravensbrück, vom Sterben im KZ. Dann ist bei Eltern das Geschrei groß, als sei das nicht zumutbar zu hören – um die armen Kinder sorgt man sich dann. Aber die große alte Dame bleibt sich treu und fängt

solche Situationen ein.

Nach dem Entrinnen aus der KZ-Haft traf sie ihren späteren Mann, auch er Musiker und sang in Kasinos der US-amerikanischen und französischen Besatzungstruppen. Die Musik festigt die Seele. Und das Musizieren ist etwas, das ihr im Blut liegt, was – und das mag bei unserem umsichtigen Verwenden von Begriffen überraschen – eben zigeunerisch sei. Ja, sie macht keinen Bogen um diesen Begriff, sie gehöre gern zu einer Bevölkerungsgruppe, die anders sei. „Wir denken anders, wie fühlen anders.“ So schreibt sie auf Seite 8 in „Zwischen Liebe und Hass“. Das ist ein Statement wie ein Gesetz. Und an diesem orientiert sie ihr Leben seit Jahrzehnten. Es ist ein Glück, dass sie überlebt hat und 1949 nach der Währungsreform und zu Beginn der Bonner Republik ins Rheinland gekommen ist, nach Köln, die Stadt, die immer einlädt neu anzufangen. Adornos Verdikt von den Gedichten nach Auschwitz hält sie bis heute ihre ganze Persönlichkeit, das Leben ihrer ermordeten Verwandten und das ihr vier Kinder entgegen. „Wenn wir hassen, verlieren wir. Wenn wir lieben, werden wir reich.“ Das ist die Summe aller Sätze von Philomena Franz.

Lange Jahre lebte sie in Hoffnungsthal, dort wo die Oberbergische Bahn an ihrem Fenster vorbeifuhr. Wir lernten uns kennen, besuchten uns. Als Moderator der „Rösrather Literaturgespräche“ lud ich sie zusammen mit der Geschichtsverein 2001 in Schloss Eulenbroich ein, in den Bergischen Saal, die gute Stube von Rösrath. Es war ihr Wunsch, dass auch das Wedeli Köhler-Quintett dabei spielen sollte. Im Ankündigung-Info hatte ich versucht, ihr Leben und Wirken zu erfassen und betont, dass es ein Glück sei, dass diese wunderbare Frau unter uns lebe. Deshalb hatte ich den Rat aufgefordert, sie zur Ehrenbürgerin zu erklären, denn mit Philomena Franz zusammen zu leben sei eine Auszeichnung für uns alle. Und was geschah? Schweigen der Parteien und anonyme Briefe an mich mit dem Tenor „Was hat die denn für uns getan?“ Entsetzen bei mir und bei Bernhard Pfletschinger, dem WDR-Dokumentarfilmer, der damals gerade mit einem filmischen Portrait von ihr befasst war und dann bewusst die Lesung und die Sinti-Jazz-Musik der Familie von Philomena Franz aufnahm und

in WDR 3 sendete. Jetzt lebt sie in Bergisch Gladbach, in einem Methusalem-Alter, wie sie sagt. Sie lacht gerne und fängt alle ein mit ihrer Ausstrahlung, Charme und Anmut. 2001 erhielt sie den Preis „Frauen Europas“, wie u.a. 2005 Gesine Schwan und 2019 Düzen Tekkal. Auch der Staat erkannte ihre Lebensleistung an mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande (1995) und dem Verdienstorden des Landes Nordrhein-Westfalen (2013). Vielleicht will die Kreisstadt Bergisch Gladbach sie bald mit der Ehrenbürgerschaft auszeichnen. „Wenn wir lieben, werden wir reich.“ Dieser humanistische und christliche Satz von Philomena Franz gilt fort. Sie macht uns reich, im Bergischen Land und in Deutschland. Die Zeit ist ein zärtlicher Wind. Wie Engel, die uns meinen. Dieser zärtliche Wind, dieser Geist von Philomena Franz wird hoffentlich bald Rösrath und auch deren Gesamtschule durchwehen. Ihr Name steht für ein anmutiges Deutschland.

|
Matthias Buth, *1951 in Wuppertal-Elberfeld geboren und lebt in Hoffnungsthal. Seit 1973 veröffentlicht er Lyrik und Prosa in Zeitschriften, Zeitungen und Anthologien sowie zahlreiche Gedichtsammlungen. 2020 erschienen der Band mit Prosa und Lyrik *Der Schnee stellt seine Leiter an die Ringmauer / Poetische Annäherungen an Rumänien und andere Welten* (Nachwort Markus Bauer) sowie das Buch *Die weiße Pest - Gedichte in Zeiten der Corona* (Nachwort Torsten Voß). Seine Gedichte wurden in Kammermusik- und Chorwerken u.a. von Abel Ehrlich (Tel Aviv), Thomas Blumenkamp (Meerbusch) und Bernd Hänschke (Duisburg) vertont sowie ins Rumänische, Polnische Tschechische, Englische, Französische, Arabische, Türkische und Italienische übersetzt. Er gehört zu den Gründern der Else Lasker-Schüler Gesellschaft (Wuppertal) und organisiert seit 1986 die *Rösrather Literaturgespräche*. Matthias Buth gehört zur Reihe der Dichter-Juristen, promovierte zum Militärstrafrecht der DDR und war bis Ende 2016 Justiziar im Kanzleramt bei der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien. Seitdem ist er Rechtsanwalt und publiziert politische Feuilletons im Deutschlandfunk.